



Deutsche Internierten Zeitung.



Kronprinz Rupprecht von Bayern,
der erfolgreiche Verteidiger der „Slandernfront.“

stimmungsvolle Schilderungen gibt er von der wechselvollen Geschichte des interessanten Nachbarvölkchens, von Schrifttum und Kunst, von litauischem Streben und Hoffen. Zur eigentlichen Frage der Kriegsziele, zu der Gaigalat bereits in besonderen Veröffentlichungen Stellung genommen, kommen hauptsächlich Litauer selbst kurz zu Worte. Ethnographisch gehören zu Litauen die Gouvernements Suwalki, Kowno und Wilna, ein Gebiet von etwa 110 000 qkm mit rund $3\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern, zur Hälfte Litauern, weiter Weißrussen, Polen, Juden 15%, Russen 3%, Deutsche (Protestanten) 5%. — Anthropologisch stehen die Litauer körperlich den Germanen viel näher als den Slaven. Von der Bevölkerung sind 58% Bauern, 21% Landarbeiter und 12% Städter. In den Städten wohnen vorwiegend Juden, der mittlere Bürgerstand meist polnisch; die Beamtschaft war vor dem Kriege russisch, die Landbevölkerung mit Ausnahme einiger östlicher Gebiete rein litauisch. Von dem seit den ältesten Zeiten am baltischen Meer ansässigen litauischen Sprachstamm sind vier Zweige bekannt: der litauisch-szamaitische, der lettische, der jatvingische und der preußische. Die litauische Sprache, wie sie heute gesprochen wird, darf nach des Verfassers Überzeugung, durchaus nicht mit der slavischen auf eine Stufe gestellt werden, sie ist rein baltisches Erbeil. Nach Bezzenberger steht sie an Wohlklang wie an Altertümlichkeit hoch über allen modernen Sprachen, sie soll einen Schatz darstellen, der für die Wissenschaft, wie auch die Litauer als Volk ohnegleichen ist. Den großen Formenreichtum beweisen allein die sieben Kasen in der Deklination. Litauisch und Deutsch sind nahe verwandt. Die Volksliteratur, vor allem die Dainos, Volkslieder, hat schon in Lessing, Herder und Goethe Bewunderer gefunden. Das Schwermütige ist die Grundstimmung. Über die Entstehung der Nationalliteratur (unter Luthers und Melanchthons Einfluß), die literarischen Richtungen, Hemmnisse durch die Landesherrschaft, erhalten wir äußerst interessante und neue Aufschlüsse, wie auch über die recht eigenartige und schätzenswerte litauische Kunst. Litauische Volkskunst zeigt sich sehr häufig an Gebrauchsgegenständen und Gerät. Uns allen bekannt sind die litauischen Stoffe und Tuche, Bänder mit den charakteristischen Mustern. Besonders ausgebildet ist die Holzschnitzkunst. Ins Riesenmaß vergrößerte prachtvolle Heiligenbilder und Holzkreuze sind die Wahrzeichen der litauischen Landschaft. Die Kulturkunst zeigt noch wenige Vertreter. Beide als Abbilder des Lebens und der Geschichte des Landes (auch die litauische Musik) atmen, wie das Schrifttum Gedrücktheit, Schwermütigkeit. Zwei eigene Kapitel widmet der Verfasser der katholischen Kirche und dem Protestantismus in Litauen.

Drei große Bistümer umfaßt die katholische Kirche, das Wilnaer, das Szamaitische und das Seiner. Die Priester stehen in der nationalen Hebung des Volkes mit in erster Linie. Bekanntlich waren Litauen und Polen Zufluchtsstätten für viele wegen ihres Glaubens verfolgte Protestanten aus den Ländern des Westens. Auch deutsche protestantische Handwerker haben sich schon frühe in Litauen angesiedelt. Das evangelische und besonders das deutsche Element hatten von je einen schweren Stand gegen die Staatspolitik. Erst seit 1905 durfte im protestantischen Unterricht die litauische Sprache angewandt werden. Seitdem wurde tüchtig gearbeitet. Die gegenwärtige Wilnaer Diözese zählt allein 17 Gemeinden, von denen manche 14 000 Glieder zählen. Zwei weitere Abschnitte bringen das Wichtigste über die Geschichte und das schwere politische Ringen des Landes. Was die wirtschaftlichen Verhältnisse anbelangt, so sei erwähnt, daß die Produktion Litauens hauptsächlich eine landwirtschaftliche ist. Mineralien, Eisen und Kohlen gibt es überhaupt nicht. Man ist also auf Einfuhr und Austausch angewiesen. Hierbei hat man stets schlecht abgeschnitten, auch eine Folge der politischen Verhältnisse. Die Ausfuhr besteht meist in Holz, Fellen, Getreide, Flachs und Leinen nach (abgesehen vom Holzhandel mit Deutschland) Libau. Den Handel vermitteln die Juden.

Ausgangs zu den Litauern und uns Deutschen. Eigentlichen Haß und Abneigung gegen deutsches Wesen hat der Litauer nie empfunden. Der deutsche Einfluß war mancherart und fördernd. Mit den Polen haben die Litauer, was eine nähere Betrachtung der Lebenshaltung und Wirtschaftsführung lehrt, nichts gemein, wohingegen Litauer und Letten nahe verwandt sind. Während des Krieges bemühten sich die Litauer um völlige Neutralität. Aber wie unsere Felgrauen schreiben: „Ehrlich und mit offenen Armen ist der Deutsche empfangen worden“. Das Land steht vor einer großen Schicksalswende. „Der ständige, so schließt der Verfasser, Kampf gegen Unterdrückung hatte den Litauern Klarheit und nüchternes Urteil in politischen Dingen gegeben; jetzt wollten sie eigene Kultur zur Geltung bringen und waren auf dem besten Wege dazu, obwohl sie die schwersten Opfer dafür hatten hingeben müssen. Sie wollen sich gerne den Deutschen anschließen, aber sie verlangen Unverletzlichkeit ihrer Nationalität und die Freiheit zur völkischen Weiterentwicklung. Die Litauer haben von Deutschland Befreiung vertrauensvoll erhofft und sollten in ihrer Erwartung nicht getäuscht oder stutzig gemacht werden.“ Dem Buche, dem eine ethnographische Karte und eine ganze Reihe vortrefflicher Ansichten und Abbildungen von Kunstwerken beigegeben sind, wünschen wir weite Verbreitung. rn.

Schriftleitung der Deutschen Int.-Ztg.: Leutnant Sticks unter Mitwirkung von Prof. Woltreck und Leutnant Dr. Reichel, Bern, Effingerstraße 6a.



Verkaufsfilialen in allen größeren
Schweizer Städten.



zog es den jungen Eduard schon in die Fremde und seine Neigung zu Extravaganzen fand im türkischen Antivari, wo er als Quarantänearzt amtierte, zwar noch nicht die rechte Erfüllung, aber schon manche Anregung. Sieben Jahre später zog er mit dem damals viel genannten Gouverneur Ismail Pascha als dessen Leibarzt in die Verbannung nach Trapezunt, nachdem er mit seinem hohen Herrn das Türkische Reich auf weiten Reisen kennen gelernt hatte. Eine ungewöhnliche Sprachgewandtheit, die ihn selbst Illyrisch und Arabisch schnell erlernen ließ, verbunden mit einer herzengütigen Lebensart, verschafften Schnitzer, der im Orient den Namen Emin angenommen hatte, bald das Vertrauen weiter Kreise in Kleinasien. Wenige Jahre nach dem Tode seines Gönners trat Dr. Emin Effendi dann in ägyptische Dienste, wo er bald die Beachtung des englischen Obersten Gordon Pascha auf sich lenkte, und als Gordon 1878 Verweser des ganzen Sudans wurde, betraute er den durch Inspektionsreisen mit Land und Leuten vertrauten Deutschen mit der Verwaltung der mächtigen Äquatorialprovinz. Emin Effendi war durchaus ein Universalgenie. Was seine zahlreichen Vorgänger nicht vermochten, das gelang ihm, allerdings in einer unermüdlichen Amtstätigkeit: aus einem wilden, tiefverschuldeten Chaos schuf er eine ausgedehnte, produzierende Provinz, die nach einigen Jahren sogar einen Überschub abwarf. Daneben fand der Gelehrte in Emin noch Zeit, Arzt und Naturforscher zu sein. Seine zoologischen und ornithologischen Entdeckungen im Äquatorialafrika haben damals die Beachtung der ganzen wissenschaftlichen Welt auf sich gezogen.

Die Völkerbewegungen ließen besonders am oberen Nil in diesen Jahren nie ganz nach. Der Fall von Khartum und die gleichzeitige Ermordung Gordons schlossen Emin von der nördlichen Verbindung nach Europa ab. Damals, vom Frühjahr des Jahres 1885 an begann für Emin eine Probezeit, die nur ein Mann mit einem derartigen Assimilationsvermögen bestehen konnte wie er, und die in vielen Punkten den jetzigen Kämpfen gegen die deutsche Heldenschar in Deutsch-Ostafrika gleicht. Abgeschnitten vom „Mutterland“ England, ohne Proviant- und Munitionsnachschub verteidigte er „seine“ aufblühende Provinz gegen die Sturmfluten der halbbarbarischen Mahdisten, deren Führer der Mörder Gordons, Mohammed Achmed, war.

Gemächlich, nach nie ergründeten Umwegen vom belgischen Kongo herüber zum Albert-Njansa, kam dann gerade drei Jahre später die rätselhafte „Entsatzexpedition“, die von Stanley geführt wurde, im Lager Emins an und überbrachte – den Befehl des Khediven, die Provinz zu räumen und auf nächstem Wege nach Sansibar an die ostafrikanische Küste zu ziehen. Gleichzeitig bot König Leopold der Belgier Emin ein fürstliches Einkommen, falls er in seine Dienste treten wolle und die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft ließ dem ehemaligen Äquatorialgouverneur den Vorschlag zur Ansied-

lung unterbreiten, damit er vom Osten „seine“ Provinz zurückerobern könne. Emin erzählte später, daß Stanley ihm bei seinem ersten Zusammentreffen bereits einen fertigen Vertrag für Britisch-Ostafrika zur Unterschrift vorgelegt habe. Wohl nie in der afrikanischen Kolonialgeschichte ist mit durchsichtigeren Mitteln gehandelt worden wie damals. Man muß es den englischen Kolonialleitern lassen, daß sie mit sicherem Blick die Bedeutung Emins erkannten. Sie zweifelten nicht, daß der kosmopolitisch angehauchte Sinn Emins sich auf Befehl bei gewaltigen äußerlichen Anerbietungen einstellen würde für die Britische Kolonialherrschaft. Aber da hatten sie sich getäuscht. Ein deutsches Empfinden lebte noch immer in dem Mann, der mehr als zwei Jahrzehnte ein abenteuerreiches Leben in Fremdwelten geführt hatte.

Rätsel über Rätsel türmen sich auf, wenn man die Geschichte dieser Stanley'schen Expedition verfolgt. Rebellion unter den Leuten Emins, als Stanley zu seiner Nachhut zurückkehrte, Emin wird gefangen gesetzt, Stanley schreibt ihm, daß er ihn zwar nicht befreien könne, daß er aber nach seiner Rückkehr in London seine Verdienste gebührend hervorheben würde, die Mahdisten stürmen wieder vor, kurz: der seelische Zusammenbruch eines der bedeutendsten Europäer, die je afrikanischen Boden betreten haben, ist die Folge dieser großangelegten Kolonialtragödie. Dr. Carl Peters, der bekannte deutsche Afrikaner, weiß zu berichten, daß Stanley auf dem gemeinsamen Weitermarsch zur Küste Emin immer an ungedecktem Tisch Negerkost reichen ließ, während er selbst nach europäischer Art speiste. Irgend welche Bemühungen zum Entsatz der von den Mahdisten besetzten Äquatorialprovinz wurde von Stanley nicht unternommen, trotzdem er über eine für afrikanische Verhältnisse gewaltige Macht von zweitausend Köpfen verfügte. So zog man dann quer durch Ostafrika zur Küste, wo in Bagamojo am 4. Dezember 1889 „der Retter“ Stanley und Emin durch den deutschen Reichskommissar Wißmann empfangen wurden. Da erreichte den bewährten Zivilisator auch ein Glückwunschtelegramm des Deutschen Kaisers, das seine in elf Jahren bewiesene heldenmütige Treue und Pflichterfüllung angemessen hervorhob.

Die Gegner Emins – alle bedeutenden Männer haben Gegner – haben ihm häufig die Unaufrichtigkeit seines Nationalbewußtseins vorgeworfen. Man hob in dieser Beziehung auch gerne seinen Übertritt zum türkischen Glaubensbekenntnis als verwerflich und charakterlos hervor. Viele „Afrikaner“ glauben jedoch, daß die Macht Emins über die Eingeborenen gerade auch durch diese formelle Sache vielfach Förderung fand. Daß er aber nach dem kaiserlichen Telegramm und nach der Unterredung mit Hermann Wissmann für die Machtentfaltung Deutsch-Ostafrikas wirkte, darf als unumstößliche Tatsache hingenommen werden. Der in aller Welt aufsehenerregende Unglücksfall nach dem Begrüßungsfest der Ex-

Ein Besuch im Kriegsgefangenenlazarett in Stuttgart.^{*)}

Von schweizerischer Seite wird uns geschrieben:

An einem strahlenden Septembertag fuhren wir nach der württembergischen Residenz, um den verwundeten Kriegsgefangenen im Reservelazarett III einen Besuch abzustatten. Die gewaltigen Bauanlagen des neuen, in der Vollendung begriffenen Bahnhofs, die wir im Hereinfahren passierten, und das lebhaft Getriebe in den Straßen Stuttgarts — vor allem der breiten, durch vornehme Läden besonders großstädtisch wirkenden Königstraße — ließen mich auf Augenblicke vergessen, daß wir in einer Stadt zu Gast waren, unter deren vielen Einwohnern wohl keiner von den Wunden des Krieges verschont geblieben ist.

Der Anblick des Reservelazarets III, das in der kurz vor Kriegsbeginn eröffneten Rollschuhbahn untergebracht ist, weckte schon von der elektrischen Straßenbahn aus mein freudiges Erstaunen: vor allen Fenstern leuchteten Geranien, und das sauber verputzte, architektonisch gut wirkende Haus machte fast den Eindruck eines modernen Verwaltungsgebäudes.

Bei unserm Eintritt wurden wir im Auftrag des Chefarztes des Lazarets von einem Sanitätsfeldwebel empfangen, mit großer Liebenswürdigkeit willkommen geheißen und alsbald mit allen Einrichtungen des Hauses bekannt gemacht. In großen Schränken sahen wir zunächst Lebensmittel, die das kriegsführende und neutrale Ausland durch Vermittlung des „Bureau de Secours aux Prisonniers de Guerre“ in Bern und seiner Filialen in Lausanne, Freiburg usw. den Gefangenen zukommen läßt. Tee, Kakao, kondensierte Milch, Honig, Lebertran, Zwieback usw. lagen schön geordnet in beträchtlichen Beständen da, und wir hörten, daß diese Lebensmittel, die im vierten Kriegsjahr größtenteils fast als Genußmittel gelten, von Vertrauensleuten der Kriegsgefangenen selbst verwaltet, nach Anordnung des Chefarztes den Schwerkranken durch die Schwestern als Zulage zum Essen verarbeitet und dargereicht werden, damit eine gerechte und möglichst sachdienliche Verteilung gewährleistet sei.

Der große, luftige Raum (3800 Quadratmeter), der gut ventiliert ist und mit seinen etwa 300 Betten einen peinlich sauberen, geordneten Eindruck macht, ist in Etagenhöhe von einer breiten Galerie umsäumt. Sie enthält Räumlichkeiten für die Schwestern, für Schreibangestellte und, unter anderm, ein mit spanischen Wänden abgegrenztes Maleratelier, in dem ein französischer Landschafts- und Porträtmaler seine Kunst ausübt und Kameraden der verschiedensten Nationalitäten zeichnet oder malt.

Am Tage meines Besuches waren 85 Russen, 80 Franzosen, 10 Engländer, 1 Kanadier, 50 Rumänen, 1 Belgier, 3 Italiener, 2 Serben anwesend. Mit Ausnahme der Rumänen, die anscheinend, wie wir durch Rücksprache mit dem rumänischen Dolmetscher und Vertrauensmann, einem gebildeten rumänischen Juden, erfuhren, durchweg in einem

Zustand völliger Unterernährung und absoluter körperlicher und seelischer Erschöpfung gefangen genommen wurden und deren Genesung trotz der nun geregelten Lebensweise nur langsam fortschreitet, ist bei den Gefangenen die physische und psychische Verfassung eine recht befriedigende. Wer gehen konnte, hatte sich in den großen sonnigen Hof begeben, der, mit Kies bestreut und von Grün umgeben, ein gesunder und sehr geschätzter Aufenthalt für die Rekonvaleszenten ist. Da draußen wird gelesen — die Bücher entstammen der bunten Kriegsgefangenenbibliothek, die mit Schriftwerken aller Sprachen ausgestattet ist —, wird geplaudert, gespielt. Ein paar Franzosen unterhalten sich mit uns und wollen ein kleines Konzert geben. Es sind Berufsmusiker, die über gute Instrumente verfügen, und bald ist ein Trio im Gange, das einen wirklichen Kunstgenuß bedeutet. Hoch erfreut über unsern Beifall geben die Künstler noch ein Stück zu und spielen, einmal im Zuge, noch weiter, während wir die Gartenanlagen, die Gemüsebeete, den Hühnerstall und die Einrichtungen des Hauses besichtigen. Im Erdgeschoß sehen wir ein praktisch eingerichtetes Badegefaß, das viel benützt wird; dann kommen wir in die Küche, in der gerade das Mittagessen fertig geworden ist. Jeder Gefangene erhält eine Schüssel Suppe und (in einem zweiten Gefäß) eine Schüssel Gemüse mit gebackenen Nudeln, an vier Tagen in der Woche gibt es Fleisch. Die Portionen sind gut bemessen und werden mit großem Wohlbehagen verzehrt. Die Ernährung verteilt sich wie folgt: Morgens wird Kaffee und Brot ausgegeben, das für den ganzen Tag ausreichen muß und nach Belieben eingeteilt werden kann, um halb 12 Uhr wird das Mittagessen eingenommen, um 3 Uhr Kaffee, abends Suppe und Gemüse, oder Käse, Hering und dergleichen. Die Stimmung ist bei Franzosen und Engländern gut, bei den Russen und besonders Rumänen, deren viele seit Monaten gänzlich von ihrer Heimat abgeschnitten sind, etwas gedrückt. Unser liebenswürdiger Führer kann, wo es nützlich, mit eiserner Sirene durchgreifen und genießt trotzdem das Vertrauen seiner Schutzbefohlenen, die seine menschliche Güte durch die unbedingt erforderliche stramme militärische Zucht hindurchfühlen und — abgeschnitten von den Ihren, von Heimat und Vaterland — eines gütigen Rates und Zuspruchs auch bedürfen. Wir nehmen aus dem Reservelazarett III ein Bild schöner Nächstenliebe und würdiger Achtung der Menschenrechte mit, das für den am Volkerkampf Unbeteiligten die Tapferkeit und den nationalen Ehrgeiz der einzelnen Mächtegruppen überstrahlt, und denken voll Dankes der vortrefflichen Organisation des Bureau de Secours in Bern, das in rastloser Tätigkeit und Umsicht bemüht ist, das Los der Kriegsgefangenen aller Länder zu mildern und ihnen über die schwere Zeit des unätigen Zuschauens in fremdem Lande bis zum hoffentlich nicht mehr fernem Frieden hinwegzuhelfen.

Emin Pascha.

Zur 25. Wiederkehr des Todestages.

Von Hans Biengräber, Zürich.

Wenn je ein Mensch unseres modernen Zeitalters eine Welt von Märchen und Fabeln, Wundern und Schrecknissen, Glanz und Finsternis um sich gewoben hat, so war es Emin Pascha, der von der Nachwelt stets einer der ersten Kolonialpioniere Deutschlands im schwarzen Erdteil genannt werden wird. Die Zeitungen Europas schwelgten besonders in den ersten neunziger Jahren häufig in den Mysterien dieses Sonderlings. Aber es waren nicht nur Mysterien, die

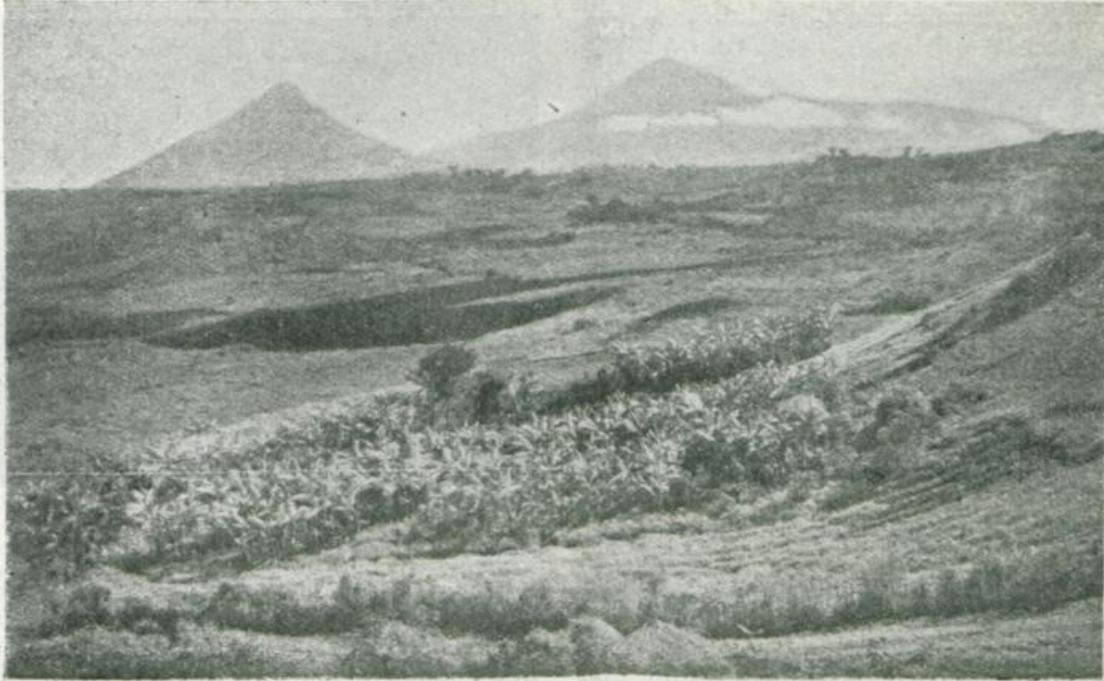
diesen Abenteurer umgaben, der zugleich ein gewissenhafter, tiefgründender deutscher Forscher war, sondern auch eine Flut von Intrigen, die nur der ganz verstehen kann, der die eifersüchtige Kolonialentwicklung in Afrika von ihrem Ursprung an verfolgen konnte.

Eduard Schnitzer, denn so war der eigentliche Name Emins, war ein begabter Oppelner Junge. Sein Vater, jüdischer Geburt, war zum Christentum übergetreten. Mit vierundzwanzig Jahren

^{*)} Der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 22. X., Nr. 1976 entnommen.

vereinzelt von Steingeröll oder Felsen gehindert werden. Die fast völlige Fels- und Steinlosigkeit und der Reichtum an fließenden Gewässern in den deutschen Randländern des Kiwu mit Ausnahme nur der lavagestein-übersäeten und doch infolge weit vorgeschrittener Verwitterung ihres Bodens zum Teil außerordentlich fruchtbaren Vulkangebenden bilden ein Charakteristikum der Landschaft, zugleich die Quelle ihrer Fruchtbarkeit. Die höchsten Gipfel, steilsten Hänge und tiefsten Täler sind mit dem frischen Grün saftigen Weidegrases, das den zahlreichen Rinderherden der Eingeborenen als Nahrung dient, überzogen und durchsetzt von dem bunten Mosaik der vielerorts dicht aneinander gereihten Eingeborenen-

darstellen, was Vielseitigkeit der landschaftlichen Reize, dichte Besiedlung und verhältnismäßige Kulturhöhe seiner Bewohner, Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit des Bodens und vor allem Vortrefflichkeit des Klimas anbelangt, und zwar ein Stück Europa, wie es schöner und reichhaltiger nicht gedacht werden kann. So hat man denn auch nicht mit Unrecht die Kiwu-Länder mit europäischen Landschaften verglichen und eine gewisse Ähnlichkeit besonders angesichts der zerrissenen Ostküste, mit norwegischen Fjorden oder auch den schottischen Hochlanden herausgefunden. Jedenfalls ist der Kiwu-See die Perle aller afrikanischen Binnenseen. Selbst dem sonst gegen Neueindrücke so unempfindlichen ostafrikanischen



Die Mittelgruppe der Virungavulkane.
Mikeno (links) und Karissimbi (rechts), von Südwesten.

siedlungen, in denen die Rundhütten ihrer Bewohner, umgeben von dunkelgrünen Wolfsmilchhecken und alleinstehenden Fiensbäumen mit den hellfarbigen Bananenhainen, Erbser-, Bohnen- und Getreidefeldern in wahlloser Folge abwechseln und so ein frisches, farbenfreudiges Bild abgeben. Diese Mannigfaltigkeit nimmt den steilsten Bergeshöhen ihre Schroffheit und verleiht der Landschaft einen Herz und Auge erfreuenden Zug von Weichheit der Linien, man möchte fast sagen von Kultur, der in Innerafrika ganz überraschend anmutet. Jeder, den das Glück in diese spät entdeckten entlegenen Gegenden Afrikas führte, ist sich ohne weiteres klar darüber, daß das Bild trockener Buschsteppen und Savannen oder undurchdringlichen Urwaldes, das man sich gemeinhin vom tropischen Afrika macht, nicht nur keine Anwendung findet auf jene Landstriche, sondern daß sie, soweit ein Vergleich statthalt ist, eher ein Stück Europa im Innern Afrikas

Neger, der zum ersten Mal von der Küste oder aus den Steppenländern in die fernen Hochländer heraufkommt, ringen sich die vielsagenden Worte ab: „Mungu amefanya vitu vingi hapa“, Gott hat in diesem Lande vieles geschaffen.“ Zu diesem Vielen gehört nicht zuletzt ein Paradoxon: Das Nichtvorhandensein von Krokodilen und Flußpferden im Kiwu-See, etwas, was dem Schwarzen ziemlich ungläubwürdig erscheint, ist er es doch gewohnt, jedes Gewässer seiner engeren Heimat mit diesen ob ihrer Taktlosigkeit sowohl gegen Europäer wie Neger, gegen den homo sapiens et homo insifriens, wenig gern gesehenen letzten Vertretern einer ausgestorbenen Tierwelt bevölkert zu finden. Mit um so mehr Freude wird die in Afrika seltene Gelegenheit zu gefahrlosem Freibad begrüßt, zu dem der herrliche Badestrand bei Kissenji, der einzigen kleinen deutschen Europäersiedlung am See, einladet. Mit fortschreitender Europäisierung Afrikas

pedition in Bagamojo, der Fenstersturz Emin, bildete einen peinlichen Abschluß der Entsatzexpedition Stanleys. Daß der von Stanley in England eingeleitete große Pressefeldzug nicht gerade sehr freundlich mit Emin Pascha umsprang, kann nicht wunder nehmen. Denn ein Kolonialpionier, begabt mit wertvollen Eigenschaften, wie sie nur selten bei Europäern gefunden werden, war mit vollen Fahnen zu seinen angestammten Landsleuten übergegangen, und das Schicksal weiter Länder Mittelafrikas war noch nicht entschieden.

Im April 1890 zog Emin Pascha, der von seinem Unfall leidlich wieder hergestellt war, im Auftrage des deutschen Reichskommissariates ins ostafrikanische Seengebiet, um eingeborene Völkerschaften unter deutsche Verwaltung zu stellen. Daß es dem alten selbständigen Fachmann Emin oft schwer geworden ist, die Berliner Befehle nach dem Wortlaut zu befolgen, mag verständlich erscheinen. Man hatte damals im Kolonialamt auch noch nicht die Erfahrungen wie heute. Wertvolle Gebiete hatten in jener Zeit noch keinen eigentlichen Herrn. Uganda stand noch nicht unter englischer Herrschaft. Dr. Peters und Emin Pascha durchsprachen in jenem Juni Pläne, die sie dem Vaterland vorlegen wollten. Aber der von englischer Seite in sicherer Kenntnis des deutschen Aufschwunges in Ostafrika durchgearbeitete Vertrag von Sansibar vom 1. Juli 1890 machte den Pionieren einen Strich durch die aufgestellte Rechnung.

Emin Pascha zog nach seiner Trennung von Dr. Karl Peters dann weiter ins Seengebiet. Am 1. August hißte er in dem jetzt vielgenannten Tabora die deutsche Flagge und die Verhandlungen mit den ansässigen Arabern führten zu einem guten Schluß. Jedoch mit der Vollstreckung der Strafe an einem bekannten arabischen Sklavenhändler zog Emin bald darauf südlich des Viktoria Njansa die Blutrache auf sich.

Eine Reihe unglücklicher Umstände verschworen sich dann auch noch gegen Emin. Seine Stellung zum Reichskommissariat war aus verschiedenen Mißverständlichkeiten unklar geworden, Sorgen um die wieder arg verwüstete Äquatorialprovinz, der er einst seine beste Lebenskraft geschenkt hatte, Schlaflosigkeit und Krankheit brachten ihm eine rechte Lebensmüdigkeit. Die Blattern packen ihn tüchtig an, aus Vernunftsgründen glaubt er sich von seinem treuen Begleiter, dem Zoologen und bekannten Afrikaforscher Dr. Franz Stuhlmann,

trennen zu müssen. Leidlich geheilt zieht er dann einige Monate später weiter zum Kongo, wo er von den Leuten des Häuptlings Kinena im Auftrage des mächtigen Slavenhändlers Kibonge am 20. Oktober 1892, andere Berichte wissen auch andere Daten, den Renegatentod erleidet. Die Akten des Kongostaates schildern die grausige Tat. Mitten im Kongourwald sitzt der unermüdlige Forscher und Naturwissenschaftler. Er schreibt emsig, wird plötzlich heimtückisch von den Leuten des Slavenhändlers gepackt, zu Boden gezerrt, und nachdem ihm in arabischer Sprache der Todesbefehl Kibonges vorgelesen ist, schneiden sie ihm den Kopf vom Rumpf, und — ein Forscher, der mit reichem Verständnis in die Psyche der Eingeborenen hineingeblickt hatte, war nicht mehr. Das Tagebuch Emins, das später von der belgischen Strafexpedition, die allen Mördern irdische Gerechtigkeit widerfahren ließ, gefunden wurde, beweis mehr als leere Worte, daß ein Talent ganz eigener Art bis zum letzten Tag unermüdllich an der Erhellung des schwarzen Erdteils gearbeitet hatte. Emin sprach sich manchmal in nicht immer optimistischer Weise über die Zukunft Deutsch-Ostafrikas aus. Heute, nach einem Vierte Jahrhundert der Erfahrung, hat die tüchtige Kolonialwirtschaft festere Urteile geschaffen. Aber die Ansichten Emins über den Anbau tropischer Produkte und einer ausgedehnten Viehzucht in Ostafrika haben ebenso ihre volle Erfüllung gefunden, wie die engere Prognose für die Baumwoll- und Kaffeeplantagen in Usambara. Inzwischen konnte nun auch der von ihm als Grundlage für eine gesunde Kolonialwirtschaft geforderte besondere deutsche Kolonialbeamtenstab herangebildet werden, und wenn Emin die Helden von Tabora dieses Weltkrieges erlebt hätte, würde sein zeitweise etwas abfälliges Urteil über gewisse unvermeidliche Zustände in einer jungen Wirtschaft zweifellos milder ausgefallen sein. Unter der Wucht der massigen Weltgeschehnisse ist man heute auch leicht versucht, die Kolonialwerbung vor einem Vierteljahrhundert geringer einzuschätzen als ehemals. Andererseits wird man aber jetzt gerade die persönliche Tapferkeit und Aufopferung der Kolonialpioniere mit besonderem Verständnis anerkennen. In der statlichen Reihe der Ostafrikaner wird man aber neben Hermann von Wissmann, Karl Peters, Franz Stuhlmann und anderen den Namen Emin Pascha nicht zuletzt nennen.

Der Kiwu-See.

(Im Nordwesten von Deutsch-Ostafrika.)

Von Bruno Koppe, intern. Gefr. der Schutztruppe für D.-O.-A.
(Schluß.)

Eine Unzahl kristallklarer Bäche in eilen das ganze Jahr hindurch in stetig fließendem Lauf von den hohen Randgebirgen im Osten, die zugleich die Wasserscheide von Nil- und Kongo-becken bilden, ja sogar nach allerdings nicht

unangefochtener Theorie den Ursprung des Nils in Gestalt der Kagera-Quelle in sich bergen, dem Kiwu zu. Sie durchziehen tief eingeschnittene Wiesentäler oder bahnen sich durch steilwandige Bergklauen ihren Weg, auf dem sie nur ganz

und in den bevölkertersten und fruchtbarsten Landstrichen des Kiwu und seines östlichen Hinterlandes Niederlassungen gründeten. Ein glückliches Zusammenarbeiten von Verwaltung und Mission hat trotz oder gerade wegen der geringen Europäerzahl ohne Zwangsmittel die Ruhe im Lande zu bewahren vermocht. Freilich war naturgemäß die wirtschaftliche Bedeutung der Nordwestecke von Deutsch-Ostafrika vorerst für das Mutterland nur gering. Sie erschöpfte sich in einer immerhin schon beachtenswerten Ausfuhrziffer in Häuten, Fellen und etwas Wachs. Mit der Vollendung des 1913 begonnenen Baues der Eisenbahn von Tabora zum Kageraknie, also einer Verkehrsader, die Ruanda mit dem Herzen der Kolonie verbinden sollte, wäre aber zweifellos eine plötzliche erhebliche Aufwärtsbewegung im Handel und Verkehr eingetreten und das Kiwu-Gebiet mit einem Schlage dem Wirtschaftsleben der Kolonie und damit der Weltwirtschaft angegliedert worden.

Da machte der Weltenbrand alle die großen Erwartungen, die man mit vollstem Recht hegte, zuschanden: Im Mai 1916 mußte das deutsche Kiwu-Gebiet nach 1³/₄ jährigen tapferen und glücklich geführten Verteidigungskämpfen vor vielfacher feindlicher Übermacht von unserer Schutztruppe geräumt werden und gelangte vorübergehend unter belgische Herrschaft. Eine fremde Hand schaltet und waltet jetzt mit den zwar noch nicht hohen materiellen, aber unbezahlbaren ideellen und zukünftigen Werten des Kiwu-Gebietes an Stelle Deutschlands. Vorübergehend, denn es ist nicht wohl auszudenken, daß deutscher Schaffensgeist und deutscher Tatendrang von einem friedlichen Arbeitsfeld dauernd verdrängt werden sollte, das eins der wichtigsten und hoffnungsvollsten unserer Volkswirtschaft war und bleiben wird: Die Kolonialwirtschaft, die den Besitz von Kolonien bedingt.



Nachrichten aus den Gefangenenlagern, herausgegeben von der D. K. G. F. und Bücherzentrale Bern. Nr. XLII.

Die Bücherei im Lager von Stobs (England).

Seit dem Frühjahr dieses Jahres berichtet uns der Bücherwart der Stobser Lagerbücherei monatlich über die Verhältnisse der Bibliothek. Eine Zusammenstellung dieser Berichte resp. ein Vergleich der darin enthaltenen Zahlen läßt erkennen, welche Art von Büchern am liebsten von den Gefangenen gelesen werden.

Leider fehlt in der Reihe der Berichte derjenige vom August. Die Zahl der in Stobs und den dazu gehörigen Arbeitsgruppen internierten Kriegsgefangenen betrug im Mai 5408 und im Oktober, von welchem Monat der letzte Bericht meldet, 6286 Mann. Das Verhältnis von arbeitenden zu nichtarbeitenden Leuten, daß sich gegen den Herbst zugunsten der letzteren verschoben hat, geht aus der nachstehenden Tabelle hervor:

	Mai	Juni	Juli	Sept.	Okt.
In Stobs	1250	1469	2034	2335	2587
In Arbeitsgruppen	4158	3834	3739	3866	3699
Im ganzen	5408	5303	5773	6201	6286

In der gleichen Zeit hat sich die Zahl der Bücher der Stobser Lagerbücherei von 5852 auf 6994 gesteigert. Wesentlich interessanter ist nun aber ein Vergleich in den Zahlen, die das Ausleihebuch aufweist: Die Zahl der ausgeliehenen Bücher hat sich in der Zeit von Mai bis Oktober nicht entsprechend der Verdoppelung der Belegsärke (1250 im Mai, 2587 im Oktober) verdoppelt, ist auch nicht im Verhältnis des Anwachsens der Bücherbestände gestiegen, sondern hat sich verdreifacht. Und dieser Umstand kann nur auf Rechnung der zunehmenden Lesefreudigkeit und des steigenden Beschäftigungs- und Bildungstriebes und des steigenden Gefangenen gesetzt werden. Jedenfalls ist die Tatsache sehr erfreulich, selbst wenn, wie an der folgenden Tabelle nachgewiesen wird, das Steigen der Gesamtausleihzahl namentlich durch ein fast unverhältnismäßiges Anwachsen der Entnahmezahl schöngeistiger Bücher zu-

stande gekommen ist. Denn der literarische Bestand der Lagerbücherei besteht fast ausschließlich aus geschmacklich wertvollen Büchern; sogenannte Schundliteratur, die vor dem Kriege in unserm Volke noch immer den Hauptbestandteil der Lektüre ausmachte, existiert in der Stobser Lagerbücherei nicht. Aus dieser kurzen Statistik über Stobs, die wenigstens für die Lager in England als Norm angesehen werden kann, läßt sich der hoffnungsreiche Schluß ziehen, daß die dort internierten deutschen Männer in bezug auf Geschmacksbildung die lange Dauer der Gefangenschaft nicht zu bereuen haben. Ein schwacher Trost, aber doch immerhin ein Trost!

In den fünf Monaten Mai, Juni, Juli, September und Oktober wurden von der Bücherei in Stobs an Lagerinsassen ausgeliehen:

	Mai	Juni	Juli	Sept.	Okt.
Romane	1162	1350	2696	3200	3394
Novellen	163	196	661	1065	1110
Klassiker	61	65	162	225	237
Poesie	12	9	29	52	65
Kunst und Wissenschaft	145	149	345	457	481
Volksbücher	85	83	158	250	284
Zeitschriften	185	252	587	930	997
Englische Lektüre	78	80	96	250	289
Französ. Lektüre	7	12	20	73	94
Spanische Lektüre	5	2	3	5	7
Wissenschaftl. Bücher im Arbeitsraum der Lagerschule	1043	1050	4174	3895	2683
Romane und Novellen im Leseraum des C. V. J. M.	75	60	90	420	280
Notenhefte	—	—	—	75	88
Im ganzen: Bücher	3021	3308	9021	10842	10009

dürfte der Kiwu und seine Umländer, ganz abgesehen von ihrem hohen wirtschaftlichen Wert, einmal das bedeuten für Afrika, was die Schweiz für Europa ist: Die Sehnsucht und das Ziel vieler, die von des Tages Mühen Erholung suchen in der Schönheit und Fülle der Natur eines gottbegnadeten Landes. Heute zwar warten noch die dunkelgrünen Fluten des Kiwu vergebens auf den Zustrom europäischer Wallfahrer, heute schlummern noch in erhabener Entrücktheit die stillen romantischen Buchten, die einsamen Wonneinseln, die Labung spendenden Thermen und Mineralquellen, die hochstämmigen Wälder auf Bergeshöhen mit ihrer seltenen Flora, die finster starrenden Bambusdickichte, die plätschernenden oder durch Schilfsumpf rieselnden Bächlein

Ziel für private Unternehmungen gemacht. Nur wenigen aber konnte ihr Wunsch erfüllt werden, in die paradiesischen Gebiete am Kiwu-See zu gelangen. Denn bisher war der Zutritt zum äußersten Nordwesten von Deutsch-Ostafrika nur für die paar dort beamteten oder als Missionare ansässigen Europäer gestattet. Allen anderen blieb er versagt bis auf begründete Einzelfälle, in denen der Gouverneur der Kolonie ausdrücklich seine Genehmigung erteilte. Für die Erschließung jener neu entdeckten Länder galten die Gesichtspunkte der „friedlichen Durchdringung“, die sich jede moderne Kolonialpolitik zu eigen macht in der Erkenntnis, daß sie für beide Teile, die alteingesessene Bevölkerung und den neu ins Land kommenden Vertreter einer höher stehenden



Westliche Innenwand des Niragongo-Kraters.



Der Niragongo, von Süden.

im grünen Tal, die schäumenden Gebirgswasser in enger Schlucht, die saftigen Weideflächen, grünen Halden und sammtenen Hänge, das Bunt der Eingeborenen-Niederlassungen und die Wunder der Vulkanwelt, welche mit der Saat des Todes Leben ernteten, indem sie durch Verwitterung der Lavaebenen höchste Fruchtbarkeit des Bodens erzeugten. Mit ihnen harren nicht ohne Bangen des Tages, da sie durch polypenartiges Vordringen des weißen Mannes einer anders gearbeteten Zukunft entgegengeführt werden, die Batwa-Zwerg, denen sich im finsternen Urwald der Vulkanregion die in Ostafrika sonst nicht anzutreffenden Antropomorphen — Gorilla und Schimpanse —, der Büffel und Elefant, diese beiden Heroen aus Afrikas reicher Tierwelt und der Graupapagei hinzugesellen, dessen kümmerlicher Flatterflug leicht seinen Ruf als Sprechkünstler beiträgt.

Bis in die neueste Zeit waren sie alle noch nicht von fremden Eindringlingen aus ihrem einsamen Dasein aufgeschreckt worden. Zwar hätte jeder deutsche Ostafrikaner die herrlich und gesund gelegenen Verwaltungsplätze Kissenji am Nord- (und Ischangi am Südostufer — letzteres wurde später aufgelöst —) gern zum Arbeitsfeld während seiner Tropendienstperiode oder zum

Rasse der ersprießlichste Weg ist. Deswegen sollte vorerst ein reger Zuzug von Europäern, der bei den glänzenden Entwicklungsmöglichkeiten des Landes sicher zu erwarten stand, vermieden werden, damit so wenig wie möglich Konflikstoff zwischen Weißen und Schwarzen geschaffen würde, der infolge der dichten Besiedelung des Landes und des natürlichen Mißtrauens der bis in neuere Zeit von jedem Verkehr nach außen hermetisch abgeschlossenen Bevölkerung leicht hätte verhängnisvoll werden können für das Aufrechterhalten unserer Oberhand. Die Hauptaufgabe unserer Verwaltung lag daher zunächst darin die bestehende straffe, ja mittelalterlich strenge Herrschaft des viehzüchtenden Großbauernvolkes der Watussi unter ihrem König Insinga über die Hauptmasse der Bevölkerung, die in knechtischer Abhängigkeit von ihnen lebenden Wahutu, zu erhalten und in weiser Politik in solche Bahnen zu lenken, die für die gedeihliche Entwicklung des Landes und eine allmählich einsetzende Kolonisation in gleicher Weise den Boden ebneten. Hierin wurde die Verwaltung auf das wirksamste unterstützt durch die Tätigkeit der Missionen beider Konfessionen, welche schon früh in kluger Voraussicht und mit praktischem Blick die Bedeutung jener Gebiete für ihre Ziele erkannten

ist bereits in vollem Gange, und zwar wird der Versand der „realen“ Dinge, wie namentlich Zigarren und Zigaretten vom hiesigen „Hilfsdienst für die Kriegs- und Zivilgefangenen in Frankreich“ besorgt, während die Deutsche Kriegsgefangenen-Fürsorge und Bücherzentrale ihrerseits — wie in den letzten beiden Jahren durch die freundliche Vermittlung von „Pro Captivis“ — an alle französischen Lager, Hospitäler und selbständigen Arbeitsgruppen Kisten und Pakete versendet, die unseren diesjährigen Weihnachtskalender, sowie eine große Menge guter Volksschriften, ferner Notizbücher und Bleistifte und endlich die Weihnachtsnummer des „Sonntagsboten“ enthalten werden. *)

Durch besondere Vorkehrungen ist, soweit es die Verhältnisse irgend gestatten, dafür Sorge getragen, daß jeder einzelne Gefangene die für ihn bestimmten Geschenke ordnungsmäßig erhält.

Nimmt man hinzu, daß für die in den übrigen Entente-Ländern gefangen gehaltenen Deutschen Rot-Kreuz-Vereine und Fürsorgestellen in Deutschland, Holland und Skandinavien tätig sein werden, so ergibt sich erfreulicherweise eine umfassende Weihnachtsversorgung, die den deutschen Gefangenen in Feindesland beweisen wird, daß man ihrer in der Heimat dankbar gedenkt.

Zur Internierung der Kriegs- und Zivilgefangenen in Holland.

Aus dem Haag erfährt die Nordd. Allg. Ztg. vom 24. November, daß auf eine Anfrage des Earl of Lancas er im Oberhaus über den Stand des Gefangenen-austausches zwischen Deutschland und England Lord Newton für das englische Auswärtige Amt geantwortet habe.

Lord Newton war bekanntlich der Führer der englischen Delegation, die mit deutschen Regierungsvertretern im Haag Ende Juni d. Js. verhandelt hat.

Lord Newton führte aus, daß er die Ungeduld und Sorge der Nation über den ärgerlichen Aufschub der Durchführung der getroffenen Verabredung teile. Zunächst mußten aber zwischen der deutschen, englischen und niederländischen Regierung die in Frage kommenden Ein- und Ausschiffungshäfen vereinbart werden. Lord Newton wies es durchaus von der Hand, daß Deutschland die Angelegenheit absichtlich verzögere. Er gab seiner Überzeugung Ausdruck, daß die führenden Männer in Deutschland der ganzen Angelegenheit zweifellos eine völlig sachgemäße Behandlung angedeihen ließen. Nach Erörterung der erheblichen sonstigen Schwierigkeiten, die sich der Durchführung entgegenstellen, wies Lord Newton dann darauf hin, daß im übrigen die seit April und Mai des Jahres zwischen der deutschen und französischen Regierung schwebenden Verabredungen auch noch nicht zur Durchführung gelangt seien.

Es ist um der Sache willen erfreulich, aus dem feindlichen Lager von einem führenden Manne wie Lord Newton die gleiche Auffassung, wie sie in Deutschland besteht, öffentlich vertreten zu finden.

Eine andere deutsche Zeitung teilt dazu mit:

Die Unterbringung der Kriegsgefangenen aus Deutschland und England, die in Holland interniert werden sollen, wird vorbereitet. In Wolfheze ist ein Lager für 3500 Soldaten, in Hatten ein Lager für 1000 Zivilpersonen im Bau. Wohnbaracken und Hilfsmaterial werden aus Deutschland eingeführt. Außer in Baracken werden in diesen Orten die Deutschen auch in Hotels und Pensionen einquartiert werden. Die englischen Kriegsgefangenen werden in Haag, Scheveningen, Rijewijk und Voorborg in Hotels und Häusern untergebracht werden. Die für den Seetransport und Bahntransport, sowie die Verpflegung und Heizung notwendigen Kohlen werden von den daran interessierten Mächten geliefert. Auch die Lieferung von Lebensmitteln usw. durch diese Mächte ist in Vorbereitung.

*) Ein ausführlicher Bericht über den Weihnachtsversand der Bücherzentrale folgt nach dessen Erledigung.

Die Freilassung der deutschen Frauen und Kinder Ostafrikas.

Es ist endlich gelungen, bei der belgischen und französischen Regierung die Freilassung der in Deutschostafrika gefangen genommenen Frauen und Kinder durchzusetzen.

Die Einnahme Taboras, wohin das Gouvernement die Frauen und Kinder in Sicherheit gebracht hatte, durch die Belgier erfolgte im September vorigen Jahres. Von dort wurden sie, da die Zentralbahn unbrauchbar gemacht worden war, auf dem Kongowege nach Boma und von dort per Dampfer nach Frankreich transportiert, wobei ausdrücklich von der belgischen Regierung zugesagt wurde, daß sie nicht als Kriegsgefangene behandelt, sondern sofort nach Deutschland weiter befördert würden. Ebenso war ihnen Eisenbahntransport erster Klasse und ausreichende Verpflegung auf der Reise versprochen worden.

Über die wirklichen Verhältnisse, unter denen diese Frauen und Kinder transportiert und gefangen gehalten wurden, kann an dieser Stelle nicht geschrieben werden.

Immer wieder ist seitens des Kolonialamtes und des Auswärtigen Amtes der Versuch gemacht worden, die Rückkehr dieser Gefangenen in ihre Heimat durchzusetzen. Erst durch bestimmte Maßregeln, deren Notwendigkeit von der deutschen Regierung lebhaft bedauert wurde, ist vor kurzem die Freigabe erreicht worden. Die Frauenabteilung der Deutschen Kolonialgesellschaft hat sofort beschlossen, sich der Betroffenen anzunehmen, und zu diesem Zweck die notwendigen Mittel zur Verfügung gestellt.

Geplante Überführung der deutschen Internierten aus Portugiesisch-Afrika nach den Azoren.

Die deutsche Regierung hat bei der portugiesischen bereits seit längerer Zeit auf Räumung der Internierungslager in Afrika und auf Überführung der Lagerinsassen nach einem klimatisch einwandfreien Unterbringungsort gedrungen. Es ist den Bemühungen der spanischen Gesandtschaft in Lissabon gelungen, von der portugiesischen Regierung die Zusicherung zu erlangen, daß die sämtlichen deutschen Internierten demnächst von Afrika nach den Azoren verbracht würden. Über den Zeitpunkt der Überführung, sowie den neuen Unterbringungsort auf den Azoren liegen noch keine Mitteilungen vor.

Notizen.

Aus Zivilgefangenenlagern.

Monastire de Pontmain. Unter den etwa 200 Angehörigen dieses Lagers befinden sich 30 Personen türkischer Staatsangehörigkeit.

Villefranche de Rouergue (Dep. Aveyron). In Villefranche bestehen zwei vollständig getrennte Lager: Malguyres und Château Graves. Letzteres ist mit 77 französisch fühlenden Elsaß-Lothringern belegt, während in Malguyres sich 45 Internierte deutscher Gesinnung befinden. Ungenau oder nur allgemein adressierte Sendungen werden dem Lager Château Graves ausgehändigt, weshalb auf genaue Unterscheidung der beiden Lager bei der Adresse zu achten ist.

Aus Kriegsgefangenenlagern.

Corbigny. Das Lager Corbigny ist nach einer Mitteilung eines dortigen Gefangenen aufgelöst worden. Die amtliche französische Belegliste vom 1. Oktober bestätigt diese Meldung.

Mas-Eloi, Hospital der XII. Region. Ein Gefangener teilt uns mit, daß das „Dépôt de blessés allemands de Mas-Eloi (Haute-Vienne)“ zur Zeit mit 300 Mann belegt ist, die in den beiden Gebäuden A und B untergebracht sind. Es liegen in Mas-Eloi sowohl neu aus der Front kommende verwundete Gefangene als auch Leute, die sich in Arbeitsdepots oder Detachements eine Krankheit zugezogen haben.

Zur Erklärung der Tabelle muß noch erwähnt werden, daß neben der eigentlichen Lagerbücherei eine Bücherei der Lagerschule mit wissenschaftlichen Werken und eine literarische Bibliothek in der vom christl. Verein junger Männer gestifteten Lesehalle besteht. Die Bücherbestandszahl, die für den Monat Oktober mit 6994 oben angegeben wurde, schließt bereits diese Sonderbüchereien ein. Die Bücherbestände der Arbeitsgruppen umfaßten im Mai 2251 Bände.

Die Kunstpflege in den Lagern Templemore (Irland) und Leigh (England).

Im Anschluß an obigen Bericht über die Bücherei in Stobs möge noch der Bericht eines Internierten folgen, der aus eigener Anschauung die Theater- und Musikverhältnisse in den Lagern von Templemore und Leigh schildert. Obgleich es sich hier um Zustände aus 1914—16 handelt, ist deren Schilderung auch für die heute in den englischen Lagern bestehenden Verhältnisse noch zutreffend:

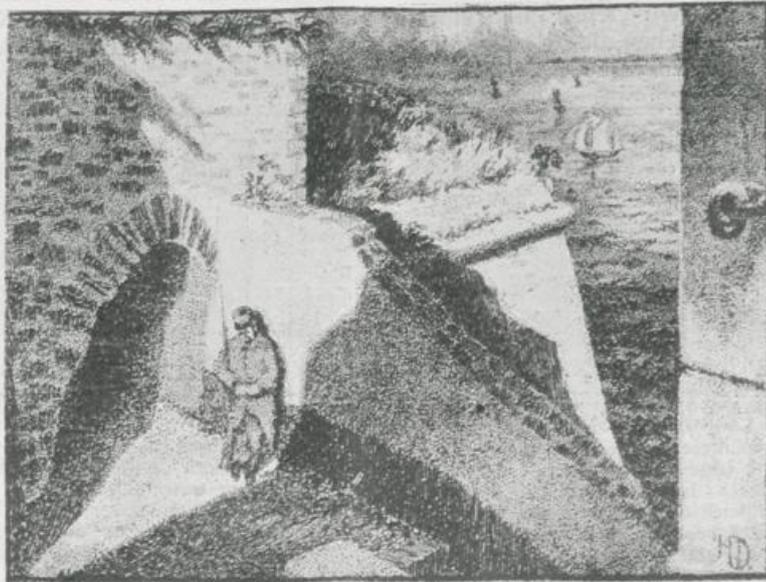
Ende September 1914 kamen ungefähr 1500 deutsche Gefangene, darunter etwa 20 Offiziere, aus der Marneschlacht nach der kleinen Stadt Templemore bei Tipperary auf Irland, um hier das Ende des Krieges in den alten, großen Kasernen, in denen auch seinerzeit die gefangenen Buren untergebracht waren, abzuwarten. Durch die unermüdliche Regsamkeit des Herrn Hauptmann von Radowitz und die Unterstützung unseres ersten Kommandanten, eines irischen Majors, gelang es, ein Streich-

orchester zu bilden, das zuerst aus 14 Militärmusikern, meist den Jäger-Bataillonen angehörend, bestand. Die Instrumente und Noten beschaffte der irische Major, ein großer Verehrer deutscher Musik, aus Dublin, so daß die allsonnabendlichen Konzerte, die in der kleinen Kirche auf dem großen Hofe der Kaserne stattfanden, von den Kameraden als ein ganz seltener Genuß in der Einsamkeit der grünen Insel mit großem Beifall aufgenommen wurden. Herr Hauptmann von Radowitz, selbst ein tüchtiger Violinist, trat vielfach solistisch auf. Auch ein deutscher Stabsarzt brachte durch Sologesänge Abwechslung in die Programme. Mitte Februar 1915 plötzlich nach England gebracht, wurden wir von unsren Offizieren getrennt und damit auch von unsrem edlen Kunstgönner. Die Instrumente überließ uns der irische Major, so daß wir in Leigh, unserm neuen Lager, die Musik weiterpflegen konnten. Der neue Kommandant hatte wenig Gefühl für diese schöne Kunst, ließ uns aber trotzdem unsre täglichen Übungsstunden und Konzerte veranstalten. Jetzt war es Dr. Markel in London, der Verwalter gesammelter Gaben der ansässigen Deutschen in England und des „Roten Kreuzes“ Hamburg, der sich der Kapelle durch Beschaffung von Instrumenten und Noten in uneigennützigster Weise annahm. Die Kapelle wurde durch ihren Leiter,

Waldhornist Otto Schlagk vom Garde-Schützen-Bataillon, auf über 20 Mann verstärkt und durch ihn auf künstlerische Höhe gebracht, so daß uns sogar Wagner-, Klassiker- und Kammermusik-Abende von ihr geboten wurden. Die Sommerkonzerte fanden auf den Spielplätzen im Freien statt. Unermüdlich wirkte die Kapelle jeden Sonntag zum Lagergottesdienst an Stelle der Orgel mit, und ein gut geschultes Doppelquartett, das sich aus Mitgliedern des Orchesters zusammensetzte, sang solistisch Psalmen und andere kirchliche Gesänge. Alle 14 Tage hielt der Pfarrer der deutschen Kirchengemeinde in London Lagergottesdienst ab, und jedesmal stellte sich ihm die Kapelle zur Mitwirkung zur Verfügung. In einer englischerseits erbauten großen Holzbaracke konnten alle Veranstaltungen ohne Störung abgehalten werden. Bei den leider noch zu oft im Lager vorkommenden Todesfällen gab die Musik den unter militärischen Ehren zum Friedhof gebrachten Kameraden stets das letzte Geleit.

Mittlerweile hatte sich auch, anfangs unter einfachen Verhältnissen, ein Theaterklub unter

der Leitung eines Kameraden gebildet. Später wurde derselbe nach allen Richtungen hin verbessert, sodaß der Theaterverein heute auf der Höhe steht und imstande ist, Stücke, wie „Alt-Heidelberg“, „Sherlok Holmes“, „Spanische Fliege“, „Die Herren Söhne“, „Die Ehre“ usw. zu geben, deren Aufführungen an Qualität den Aufführungen von Berufsschauspielern wegnachgeben. Im Zusammenwirken mit dem Orchester boten uns diese tüchtigen Kameraden durch ihre Kunst die schönste Abwechslung im besonders eintönigen Leben im Gefangenenlager Leigh. Erwähnt sei noch der große



Auf der Zitadelle von Belle-Ile.
Nach Original-Lithographie von H. Dern, Kriegsgel.

Männerchor des Lagers, der unter der Leitung eines Mitgliedes der Kapelle Vollendetes leistete und unter Mitwirkung des Orchesters größere Werke zu Gehör brachte. Wahrlich alles in allem: Eine echte Stätte der deutschen Kunstpflege ist hier auf feindlichem Boden entstanden, ein Zeichen, daß wir Deutschen uns auch unter den gegebenen Verhältnissen der Kriegsgefangenschaft nicht von der edlen Kunst trennen lassen.

Unser aller Dank gilt den wackeren Kunstjüngern von Leigh, die uns das schwere Los der Gefangenschaft in jeder Weise erleichtert haben.

Weihnachten für die deutschen Kriegs- und Zivilgefangenen.

Den Angehörigen unsrer in Frankreich (und Italien) internierten Landsleute kann die erfreuliche Mitteilung gemacht werden, daß auch in diesem Jahre die deutschen Gefangenen und Zivilinternierten aus nationalen Spenden Weihnachtsgaben erhalten werden, wenn es auch leider wegen der Ausfuhrschwierigkeiten aus der Schweiz nicht möglich ist, wie 1915 und 1916, jedem Gefangenen ein Einzelpaket mit Wurst, Schokolade, Konfekt usw. zu senden. Die Abfertigung der heuer zur Ausfuhr zugelassenen Gaben

war bis auf einige Kleinigkeiten eine vorzügliche und zeigte das Können und die in langer und gründlicher Vorarbeit erzielte Leistungsfähigkeit im schönsten Lichte. Im zweiten Teil folgten dann noch Webers „Freischütz“-Ouvertüre, Engelbert Humperdinks Vorspiel zu „Hänsel und Gretel“, worauf Richard Wagner mit dem „Einzug der Gäste auf der Wartburg“ aus „Tannhäuser“, und mit „Kaisermarsch“ sein wichtiges und wuchtiges Wort zu sprechen begann. Mit hohem künstlerischem Ernst und einer Gediegenheit der Auffassung ohnegleichen sind Dirigent und Musiker an ihre schwere Aufgabe herangetreten, und sie haben auch deren zweiten Teil zur besten Zufriedenheit gelöst.

Zwischen den Orchestervorträgen trug Herr Wilhelm v. Glahn, Bassist vom Berner Stadttheater, die eindrucksvolle Arie des Kaspar aus „Freischütz“ und Don Juans sogenannte Renommier-Arie aus der gleichnamigen Oper von Mozart vor und entzückte nicht minder durch sein

Gleich aber rief man sie zum Appell. In einem großen, von langentbehrter Reinlichkeit strahlenden Saale, ließen sie sich nieder, um die Anweisungen der neuen Behörden entgegenzunehmen. Freundlich lachte die Winter-sonne zu den hohen Fenstern herein; ein zum Rand gefüllter Ofen spendete freigebig seine Wärme, hier konnte man endlich aufatmen.

„Ihr habt Anspruch auf dies und das . . . ihr müßt jenes unterlassen . . .“ so legte der Schweizer Offizier die zehn Gebote der Internierung aus.

„Aber“, sagte er zum Schluß, indem er gemächlich seinen Zwickler hin- und herpendelte, „wer sich gegen diese unsere Vorschriften vergeht, wer sich gegen die Obrigkeit empört, . . . wird zurückgeschickt!“

Hätte man die ihm andächtig Lauschenden in den nahen kalten Vierwaldstätter See getaucht, gewiß würden sie nicht mehr gefröstelt haben als bei diesen unheimlichen Worten.



Internierte beim Dungfahren.

Phot. Int. Brand, Schinznach-Bad.

klangvolles, sonores Organ, wie durch seinen dramatischen und die Würde des Konzertsaals doch achtenden künstlerisch korrekten Vortrag.

Das Publikum, das den Unionsaal voll besetzt hielt, ehrte den Solisten sowie Dirigent und Musiker mit außerordentlich herzlichem Beifall und gab damit der Hoffnung Ausdruck, dem Orchester gelegentlich wieder im Konzertsaal zu begegnen.

Wie uns mitgeteilt wird, unternimmt das Interniertenorchester in der kommenden Woche eine Konzertreise und zwar wird es sich am 9. Dezember in Zürich, am 15. in Winterthur, am 17. in Davos, am 19. in St. Gallen und am 22. abermals in Zürich hören lassen.

St. Niklausen.

Noch ist's kein Jahr! An einem frostigen Januar-morgen legte ein mit Zivilinternierten gefülltes Schiff, von Luzein kommend, am Landungssteg von St. Niklausen an.

Behende stieg ein Schweizer Sanitätsoffizier ans Land, hinter ihm siebzehn Österreicher und Ungarn nebst drei Deutschen. Ein in Feldgrau gekleideter deutscher Offizier mit seiner Gemahlin gaben ihnen das Geleit zur nahe-liegenden Pension, wo sie alsbald die ihnen angewiesenen Zimmer betraten, um sich ihrer aus der Gefangenschaft mitgeschleppten Siebensachen zu entledigen.

Als nachher flinke Schweizerinnen an einem mit Blumen geschmückten Tische die erste in Freiheit genossene Mahlzeit auftrugen, da rief ein Tiroler seinem Gegenüber, einem Wiener zu: „Hast's g'hört, wenn'st net brav bist, geh'st zruck!“ „Mir war's gnua“, erwiderte dieser, „lieba an Strick uman Hals!“

Es ist auch nicht nötig gewesen, einen von diesen „zruck“ zu senden. Alle haben sich „brav“ gehalten und ihrem Heimatlande Ehre gemacht. Viele von ihnen arbeiten heute und machen sich sonst nützlich. An Geist und Körper gestärkt, warten sie auf den Tag, wo auch sie ihre geliebte Donaumonarchie wiedersehen werden, die sie, nicht minder wanderlustig als ihre deutschen Verbündeten, so lange nicht mehr schauten.

Einen treudeutschen Gruß unsern österreich-ungarischen Mitinternierten!

L. T.

Morschach.

Am 15. November hielt Herr Pfarrer Schrenk im Hotel Axenfels in Morschach einen mit großem Interesse aufgenommenen Vortrag über die den Internierten sehr am Herzen liegende Frage: „Wie sieht es in der Heimat aus?“

In seinen Ausführungen entwarf der Redner ein anschauliches Bild über die jetzigen Verhältnisse in Deutsch-



AUS DEN INTERNIERTEN-ORTEN

Totenfeier.

Von Ilse Franke-Freiburg (Schweiz).

Es steigt ein Duft von tausend Liebesrosen . . .
Heut ist der Tag, an dem ihr unser denkt,
An dem ihr uns, den bleichen Körperlosen,
Die goldne Sonne eurer Treue schenkt.

Daß wir uns lebensnah und warm besessen,
Ist euch ein Traum: ihr nennt uns kalt und tot.
Im Schwarm des Alltags sind wir bald vergessen
Und wissen doch von eurer Lust und Not.

Wir sehen euer Kämpfen, Mühn und Treiben,
Sind wir auch eurem Denken blaß und fern,
Und wenn wir gleich in eurem Kreise treiben,
Sind wir euch unerreichbar, wie ein Stern.

Es steigt ein Duft zu unsren stillen Zelten . . .
Der Erde reinste Feuer sind entbrannt.
Heute darf die süße, alte Liebe gelten . . .
Heut grünt und blüht das weiße Totenland.

Die Blumen unsrer Gräber sind verblichen.
Die leuchtend blühten, sind der Winde Raub,
Und unsre Namen sind wie ausgestrichen;
Wo unsre Schritte gingen, wächst der Staub.

Ach, fühlt ihr nicht, wie unsre Seele trauert,
Weil ihr den Sinn des Lebens nicht erkennt?
Weil ihr von Liebe, die im Tode dauert,
Euch durch die Zagheit eures Herzens trennt?

O hört die Worte, die im Innern hauchen,
Und fühlt die Hand, die euch noch halten will!
Wenn wir ins Meer der ew'gen Liebe tauchen,
Dann wird die Sehnsucht der Geschied'nen still.

Totensonntagsfeiern.

Luzern.

Der Totensonntag vereinigte auf dem Stadtfriedhof im Friedental die internierten deutschen Offiziere, viele Soldaten und Schweizer Freunde um die Gräber der hier bestatteten Kameraden zu einer kleinen Feier.

Der rangälteste Offizier, Herr Major Döring, legte an den Gräbern Kränze nieder und gedachte in herzlichen Worten der im Frieden der Schweizer Erde ruhenden Krieger und ermahnte die Kameraden, ihr Andenken durch Nacheiferung in selbstlosem Streben für die heiligsten Güter hochzuhalten und ihr Gedächtnis zu ehren.

Waldstatt.

Am Totensonntag feierten die Internierten das Gedächtnis ihrer toten Kameraden auf dem hiesigen Friedhof: des im Oktober 1916 einer Gehirnentzündung erlegenen Soldaten Alfred Kruse und des Vaters ihres Anstaltschefs Gottlieb Rehnus, eines Mitkämpfers von 1870/71, den eine plötzlich auftretende Lungenentzündung hinweggerafft hatte, als er zum Besuch seines Sohnes hier weilte.

Sie legten mit den Landesfarben geschmückte Kränze an den teuren Gräbern nieder und, nachdem das gemeinsame Lied „Wie sie so sanft ruhi“ verklungen war, hielt ein Kamerad eine kurze Ansprache, das Gedächtnis der Toten zu ehren. Sie klang in den Worten aus: Wie über all' den unbekanntem Gräbern da draußen, so wird auch über eurem Hügel das Wort triumphieren: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben“.

Mit stillem Gebet und den Klängen des Chorals „Jesus meine Zuversicht“ schloß die eindrucksvolle Feier.

J. S.

Bern.

Dem an der Berner Universität studierenden deutschen internierten Unteroffizier Plumhof ist im mathematisch-versicherungswissenschaftlichen Seminar der philosophischen Fakultät für eine Arbeit „Die Ermittlung von Bruttoprämien nach Rechnungsgrundlagen II. Ordnung“ der I. Preis zuerkannt worden. Unteroffizier Plumhof ist neben seinem Studium noch in der Bücherzentrale der Gefangenen-

fürsorge ein außerordentlich eifriger Mitarbeiter. Die schöne Auszeichnung, die anlässlich der 83. Gründungsfeier der Universität bekannt gemacht wurde, ist deshalb um so anerkannterwert. Plumhof ist auch der Leiter unsrer Schachcke.

Luzern.

Wohltätigkeits-Konzert im Union-Saal.*

Aus der Presse war bekannt, daß sich ein deutsches Internierten-Orchester gebildet und bereits in mehreren Schweizerstädten mit Erfolg aufgetreten sei. Da man deutsche Gründlichkeit kennt, war es selbstverständlich, daß auch an das erste Auftreten in Luzern große Erwartungen geknüpft wurden. Aber wir müssen gestehen, daß sie bei weitem übertroffen worden sind: wir stehen da einem Orchester gegenüber, das dank seiner starken Besetzung, dem Fleiß und der Tüchtigkeit seiner Mitglieder, dank auch der zielbewußten Leitung des Herrn Kapellmeister Rudolf Roland an ganz große Aufgaben herantreten darf. Daß sie mit bestem Erfolg gelöst werden, das hat das gestrige Konzert überzeugend bewiesen.

Schon in der ersten Nummer des hohe Ziele verratenden, musikalisch geschmackvoll zusammengestellten Programms, Mendelsohn „Athalia“-Ouvertüre, fielen die gute Klangwirkung, die Einheitlichkeit der Interpretation, die gediegene Detailausarbeitung wohlthuend auf. Man bedauerte nur, daß die ersten und zweiten Violinen nicht noch um je ein halbes Dutzend zahlreicher sind, um einzelnen Stellen noch mehr Festigkeit und zarten Glanz zu verleihen. Franz Schuberts unvollendete H-Moll-Symphonie, die an zweiter Stelle folgte, gelangt ihrer großen Langatmigkeit wegen im allgemeinen selten zur Aufführung, und doch hat gerade die gestrige Wiedergabe gezeigt, wie unrecht es ist, ein solches Kleinod zu vernachlässigen. Alle Motive, besonders das von den Celli gleich anfangs gebrachte, sind melodisch so interessant, deren Verarbeitung, bald gekürzt, bald erweitert, bald vereinfacht, bald paraphrasiert so klar, so fesselnd, daß der Hörer in diesem Meer von Wohlklang förmlich schwelgte. Die Wiedergabe

* Aus „Vaterland“ Nr. 288, vom 3. Dezember 1917.



Auf Urlaub.

Bälbchen gib mir deine Hand,
Laß uns durch die Sonne gehen.
Drüben, sieh die Rasenwand
Läßt uns von dem Dorf nicht sehen.

Mußt mich küssen auf den Mund
Bin ja krank, mein Lieb — nach dir.
Mach du mich gesund zur Stund,
Brauch ich nimmer aufs Revier.

War's beim Sturm und war's im Graben
Immer war es eine Hetz,
Mußten immer Deckung haben,
Deckung suchen wir auch jetzt.

Denn der Nachbarsmäuler Tuscheln
Zischelt schlimmer noch als Minen.
Will Soldat sein Mädchen huscheln
Decke er sich recht vor ihnen! —

Soldatenverse v. K., Disentis.

U-Boot in Not.

Die rauen Herbststürme heulen jetzt über das Meer und unter ihrem Tosen ballen sich die grauen Wellen zu schäumenden Hügeln auf. Nicht leicht haben es jetzt unsere kleinen U-Boote, die weit draußen im Sperrgebiet den harten Kampf mit Sturm und Wogen zu bestehen haben. Was unsere tapferen U-Bootkämpfer in den Stürmen des Atlantischen Ozeans auszuhalten haben, davon kann man sich in Deutschland kaum einen Begriff machen. Wie hoch man die Zähigkeit und Pflichttreue einschätzen muß, mit der unsere wackeren Unterseeboothelden den schweren Kampf mit dem wachsam Feinde und tückischen Elementen durchkämpfen, zeigt nachstehende Schilderung.

„Eines unserer kürzlich zurückgekehrten Unterseeboote hatte auf seiner Reise in den Atlantischen Ozean sehr schweres Wetter zu bestehen, und die unheimliche Kraft der empörten Wogen hatte dem Boot beträchtliche Beschädigungen zugefügt, so daß es fast wie ein Wunder zu betrachten ist, daß „U...“ glücklich den heimatischen Hafen erreichte. Mehrere Tage lang waren schwere Nordweststürme über das Meer hergefegt, und der hohe Seegang hatte jede Waffenverwendung ausgeschlossen. Beigedreht wiegte sich das kleine Boot auf dem langen Wellenrücken, andauernd überflutet von den mit elementarer Gewalt niederprasselnden Wassermassen. Während einer Nacht war der Sturm fast zum Orkan angewachsen, und als man am andern Morgen bei Hellwerden das Boot untersuchte, stellte sich heraus, daß die vordere Tieftruder klemmte, mithin die Tauchfähigkeit des Bootes beträchtlich eingeschränkt war. Außerdem waren durch den starken Wellenschlag verschiedene Tauchtanks leckgeschlagen. Wichtige Rohrleitungen hatten sich losgerissen, der Maschinenraum stand halb voll Wasser, und durch losgeschlagene Nieten drang an mehreren Stellen Seewasser in das U-Boot hinein. Immer mehr neigte sich das Boot nach seiner Backbord- (linken) Seite über. Tiefer sank das Heck, und es entstand die doppelte Gefahr des Kenterns und Sinkens. Dabei tobte immer noch rundum das entfesselte Element im höchsten Aufruhr, Sturzwelle auf Sturzwelle flutete heran, bäumte sich auf und schüttete ihren Wasserregen donnernd auf die schwachen Stahlwände herunter. Angestrengt, mit dem Mute der Verzweiflung und dem festen Willen, das Leben so teuer wie möglich zu verkaufen, der eisernen Entschlossenheit, kein Mittel unversucht zu lassen, um das sinkende Boot zu retten, arbeitete jeder Mann auf seiner Station. Es gelang, das Boot schwimmend zu erhalten und dem weiteren Eindringen des Wassers vorzubeugen. Zum Glück ließ das Unwetter etwas nach, doch an eine Ausbesserung der

Schäden war hier in der hohen Ozeandünung nicht zu denken. Deshalb entschloß sich der Kommandant, nach der in der Nähe liegenden Insel . . . zu fahren und dort zu versuchen, das Boot einigermaßen seetüchtig zu machen. Die Dunkelheit war schon hereingebrochen, als man langsam den Ankerplatz ansteuerte. Immer noch stand ein starker Seegang und häufig brausten Schnee- und Regenböen vom Westen heran. Wie eine Erlösung wurde es begrüßt, als bei der Einfahrt in die stille Bucht sich die Wellen glätteten und das schwerhavarierte Boot nun endlich aus seinen torkelnden Bewegungen zur Ruhe gelangte. Der kleine Anker sauste in die Tiefe, und sofort wurde an die Ausbesserung der Schäden gegangen. Würde das Werk gelingen oder mußte man sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß es keine Heimkehr mehr für das Boot gab? Aber deutsche Zähigkeit und das technische Geschick des Maschinenpersonals trugen den Sieg davon. Obgleich die Nacht außerordentlich dunkel war und unausgesetzt schwere Böen in die einsame Bucht hineinjagten, gelang die schwere Arbeit. Um das unter dem vorderen Teil des Bootsrumpfes festgeklemmte Tiefenruder loszulösen, mußten primitive Hämmer aus Bootshaken mit daran befestigten Trimmgewichten hergestellt werden. Abwechselnd wurde durch Zufließen der vorderen oder tieferen Tauchtanks das U-Boot in eine solche schiefe Lage gebracht, daß man zum Arbeiten an die betreffenden beschädigten Stellen des Außenkörpers herankommen konnte. Endlich war nach 22stündiger harter Arbeit das Werk getan und das Boot wieder bedingt tauchklar, so daß es seinen kriegerischen Zwecken wieder zugeführt werden konnte. Die Heimfahrt wurde angetreten, doch der starke Ölverlust hatte den Vorrat an Treiböl soweit vermindert, daß es unmöglich erschien, ohne Ergänzung den Heimathafen zu erreichen. In der Nordsee nahe aber die drahtlos herbeigerufene Hilfe, und es gelang bei dem inzwischen ruhiger gewordenen Wetter, die Ölvräte aufzufüllen und dann glücklich in den heimatischen Stützpunkt einzulaufen. Aus dem Bericht des Kommandanten an seine vorgesetzte Behörde seien folgende Sätze hervorgehoben: „Dem muster-gültigen Geist und verständnisvollen Mitarbeiten der tüchtigen Besatzung hat das Boot seine Rettung zu verdanken. Zähe Ausdauer, tatkräftiger Wille und die starken Nerven der in jeder Beziehung aufs äußerste angestrengten Offiziere und Mannschaften zeigten sich jeder Lage gewachsen. In den vielen kritischen Augenblicken bewahrte die Besatzung eiserner Ruhe, und ihr hervorragendes, muster-gültiges Verhalten hat in außerordentlichem Maße dazu beigetragen, daß das Boot in den Hafen zurückgebracht werden konnte.“

land. Er zeigte in seinem gehaltvollen, öfters mit Humor gewürzten Vortrag nicht nur die Licht-, sondern auch die Schattenseiten unseres Kampfes um's Sein und konnte an der Hand reichlichen Materials nachweisen, daß unser deutsches Volk der Zukunft getrost entgegen sehen darf.

Zur Einleitung und zum Schluß des Abends bot Frau Pfarrer Schrenk mit sympathischer Stimme einige Lieder, die dankbar aufgenommen und mit herzlichem Beifall bedacht wurden.

Am Schluß sprach Herr Leutnant Oberfeld Herr Pfarrer Schrenk und seiner Frau Gemahlin den Dank der Internierten aus.

Donnerstag den 22. November wurden in Axenfels-Morschach in Gegenwart des Herrn Hauptmann Eberle durch Herrn Leutnant Oberfeld dem Gefreiten Paul Petersen, I.-R. 98/4 und dem Soldat Fritz Franke, 1. Ldw.-Pion.-Komp., IV. A.-K., das E. K. II. Kl. in feierlicher Weise überreicht.

Vitznau.

Am 11. November veranstaltete die Schützengesellschaft Vitznau ein Armbrustschießen für die Vitznauer Jugend. Die hiesigen internierten Offiziere hatten hierfür sechs Preise gestiftet und nahmen an der Veranstaltung regen Anteil. Nach Beendigung des Schießens hielt Herr Major Abt eine Ansprache an die kleinen Schützen, die mit einem Hoch auf den Schützenkönig — zufällig den Kleinsten der Kleinen — endete und verteilte die Preise. Die Freude unter der Jugend war groß, der Zweck der Veranstaltung somit erreicht.

Am 2. November, abends 8 Uhr hielt der Feldkaplan der Internierten, Pater Pankratius Rathscheck aus Luzern, einen vaterländischen Vortrag.

Am 8. November wurde dem Matrosen Johann Hülper von S. M. S. Gneisenau das E. K. II. Kl. überreicht.

Abends 8 Uhr fand ein Vortrag des Herrn Pfarrer Schrenk über das Thema: „Deutschland im Kriege“ statt. Der äußerst interessante Vortrag fand großen Beifall bei den sehr zahlreich erschienenen Zuhörern. Frau Pfarrer Schrenk erfreute uns wieder durch einige schöne Lieder.

Buochs.

Dem Unteroffizier d. L. Spöhr wurde am 24. v. Mts. das ihm verliehene E. K. II. Kl. vom Aufsichtsoffizier überreicht.

Sonntag besuchte der deutsche Pfarrer Schrenk wiederum die Buochser Internierten und hielt protestantischen Gottesdienst und Abendmahlfeier ab.

Abends fand eine Aufführung des Internierten-Quartetts „Edelweiß“, Weggis statt, die zur allgemeinen Zufriedenheit der Zuhörer — Militär und Zivil — ausfiel. H.

Schinznach-Bad.

Dem Soldaten Karl Sperl, Res.-Inf.-Regt. 69/5 wurde das E. K. II. Kl. verliehen. Der Gefr. Oskar Remmler, Res.-Inf.-Regt. 106 und der Soldat Max Thomas, Inf.-Regt. 177, erhielten die Friedrich-August-Medaille.

Flüelen.

Noch immer ist von seiten der Zivilunternehmer starke Nachfrage nach Arbeitskräften, so daß die meisten der Internierten Beschäftigung gegen Entgelt in Flüelen, Altdorf und Umgegend finden.

Die nicht arbeitenden Leute besuchen täglich einen zweistündigen Unterricht und exerzieren außerdem eine Stunde.

Unterricht wird erteilt in Fächern der Gewerbekunde, Handelsrecht und Staatsbürgerkunde. Geplant ist ein Kursus in Buchführung. 20 Internierte nehmen an den Kursen teil.

Zu erwähnen ist, daß auch die Benützung der Bibliothek in letzter Zeit einen erfreulichen Aufschwung genommen hat.

Herr Pfarrer Schrenk hielt Sonntag den 28. Oktober einen Vortrag über „Deutschland nach dem Kriege“.

Im Beisein des hiesigen Platzkommandanten ist folgenden Leuten das E. K. II. Kl. durch Offizierstellvertreter Meukow überreicht worden: Unteroffizier Josef Winkens, F.-Art.-Reg. 83; Landwehrmann Josef Gamsreiter, Bayr. L.-I.-R. 8/3; Landwehrmann Alfred Endreß, R.-I.-R. 17/6; Ersatzreservist Dominikus Wilm, Bayr. R.-I.-R. 15.

Am 9. November kehrten ein Offizier und neun Mann von hier nach Deutschland zurück.

Heiden.

Am 13. November überreichte Herr Major Henz in Anwesenheit des Platzkommandanten, Herrn Hauptmann Buff, das E. K. II. Kl. an die Soldaten Müller, Burge-meister, Lorsch und den Matrosen Bartsch, desgleichen am 20. November an den Vizefeldwebel Dzi-kowski und die Soldaten Proß, Wagner, Kröll und Fickert.

Für den 22. November nachmittags hatte der Buchdruckereibesitzer, Herr Weber, Heiden, die Internierten zu einer Besichtigung seiner Werkstätte eingeladen. Herr Weber hat erst vor einigen Tagen seinen Vater, den Begründer der Druckerei, verloren. Die deutschen Offiziere gaben dem Heimgegangenen das Geleit und nahmen voll-zählig an der kirchlichen Feier teil.

Am 23. November sprach Beamtenstellvertreter Von-neilich über Tagesfragen aus dem Bank- und Börsen-wesen. Es war der zweite Vortrag in der neu be-gonnenen Vortragsreihe.

Am 27. und 28. November hatten wir die Freude, eben aus englischer Gefangenschaft eintreffende Kameraden begrüßen zu können. Am ersten Tage waren es 25 Mann; der nächste brachte uns unter den 56 Ankommenden 14 Offi-ziere. Bei solchem Empfang — obwohl ein häufig sich wieder-holendes Ereignis — bezeugt doch immer wieder ein zahlreiches Publikum seine rege Anteilnahme am Interniertenleben.

Wir alle wünschen den neuen Kameraden frohe Tage der Erholung in Heiden.

Wellm-Denkmal; die hundert Sansculotten im Spee'schen Graben und endlich der lustige Hoppeditz, der am 11. 11. seine fröhliche Herrschaft beginnt und jedes Jahr am Aschermittwoch auf dem Karlsplatz begraben wird.

Was glaubt ihr, wenn wir als Jungen, so an einem Novembernachmittag aus der Jesuitenkirche von der Beichte kamen, wahrhaftigen Gotts, da saß der Teufel leibhaftig auf den spitzen Giebeln der alten Häuser, unter den verschnörkelten Fenstersimsen oder bei den winkligen Stiegen und winkte, winkte in einem fort. Ich hab' ihn selber oft gesehen! Da mußte man die Augen fein bei sich halten und hatte gewaltige Angst, daß man sein reines Seelchen bewahre bis zum nächsten Tag der Kommunion. Danach konnte man ja schon eher wieder sündigen, aber dann gab sich der Teufel nicht mehr so große Mühe.

Ja, ja, geduldet euch nur; ich werde schon von den Mozartzöpfen erzählen!

Das ist wohl überall so. Das junge Volk findet sich, wenn die Zeit kommen ist und weiß auch immer ganz lauschige versteckte Plätze. Aber, daß man gerade auf dem Kirchhof den ersten Kuß gibt, das ist wohl nicht so oft dagewesen.

Wißt ihr, bei uns sind die Mädlein aber auch gar schlenkriige Dinger, zierlich und putzig schon, aber schnippich, wie die Eistern. Nicht ran lassen wollen sie einen und haben gleich ein fürwitzig Wort in ihrem spitzen Mündlein für einen vorweg, alldas man sich kaum mehr als stattlicher Mann und berufener Beschützer aufzutreten getraut. Wenn wir als Pennäler so hinter ihnen herzogen, Sonntagmorgen, die Königsallee herauf und herunter und wieder herauf, ganz dicht, daß man ihnen fast auf die langen Haarschleifen trat, da war das ein Kichern und ein Lachen und ein Blickwerfen, aber — immer mit den andern, mit den größern, die schon in Sekunda oder Prima saßen oder gar schon mit dem ersten Durchzieher paradierten. Da soll man nicht aus der Haut fahren und wütend werden und das ganze Geschlecht verwünschen!

Wenn aber dann der November kam und der Vetter Student wieder in Bonn oder in Heidelberg in seinen Maßkrug guckte, ei ja, da wurden sie anders.

Wars dann so schumrig in der Luft und die Scheiben der Fenster schon ein wenig angelaufen, da brauchte man nur zwei-, dreimal am Hause vorbeizugehen, hui, da stand das Mädlein schon in der Tür, hatte einen langen Regenmantel an und einen Lederpuff auf dem Wuschelhaar und wußte ohne Worte einem zu heißen, schnell sich um die Ecke zu drücken, damit Mutter nicht im „Spion“ das Rendezvous erschäue.

Dann huschten wir durch die Gäßchen; eins immer zwei Schritt vor dem andern weg, daß uns nicht der Herr Kaplan oder das Fräulein oder der Herr Oberlehrer zusammen sehe. Auf dem alten Friedhof draußen aber, wo es ganz still war und kein Mensch die Einsamkeit störte, da taßten wir uns bei den Händen und gingen so zwischen den Gräbern dahin und sagten nicht viel und sahen uns als mal an und waren ganz eigen traurig und ganz eigen froh. Und einmal — einmal bekam ich dort meinen ersten Kuß — just im November!

Ach ja, da bekommt man Sehnsucht, solche Sehnsucht!

Andere Mädlein sind ja auch ganz nett. Ja, wirklich!

Lieb und frisch und traulich gute Dinger!

Aber, heiraten! Heiraten mag ich doch nur eine da unten vom Niederrhein.

Warum? Ja — darum!

Die werdende Macht.

Roman von Otto von Gottberg.

Copyright 1914 August Scherl, G. m. b. H., Berlin.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Ernst hatte noch nie der Einleitung eines Gefechts von der hohen Brücke eines Linienschiffs zugeschaut. Er mochte das Glas nicht von den Augen nehmen. Der Admiral erklärte, daß er es auf ein Begegnungsgefecht ankommen lassen, nämlich an dem stärkeren Feind, auf Schußweite feuernd, in entgegengesetzter Fahrtrichtung

vorbeidampfen wolle. Sonst hielt der Taktiker nichts von solchen Gefechten, denn die Schiffe passierten einander zu schnell, um den Kampfwert, die Vernichtung des Gegners, zu erreichen. Doch Ziel und Aufgabe des Geschwaders lagen an der jütischen Küste. Der Admiral sprach weiter: „Ich werde ihn nur engagieren, um meine Flottillen heranzuführen und einsetzen zu können. Sie müssen ihm den Rest geben.“

Wieder schickte die Funkenbude einen Zettel: „Feindliches Gros geteilt. Vier Linienschiffe, drei Kreuzer steuern Nordost auf Jütland. Hauptkräfte bleiben südwärts. Thorn.“

Eine Sekunde sahen Admiral und Stabschef einander in die Augen. Worte waren eigentlich überflüssig. Ganz kurz sagte der Geschwaderchef: „Also ist er gleich stark wie ich. Verbeißen wir uns, Brühl.“

Fast kehrte schwenkte die graue Kette gegen Südost und hielt dann nahezu gleichen Kurs wie der noch unsichtbare, aber erkundete Gegner. Eine Verlängerung der Kiellinien beider Geschwader wäre im Süden im spitzen Winkel zusammengestoßen. Signale riefen die braune Wolke über den Flottillen auf des blauen Geschwaders Steuerbordseite.

Wieder sprangen schwelende Streichhölzer zur Linken über die schimmernde, scharfe Linie des Horizonts. Je zwei ragten aufrecht aus dem winzigen, wagerechten Schattenstreifen, den auf 15 Kilometer Entfernung der Rumpf eines Linienschiffes dem Auge bot. Achterlich auf der Backbordseite wuchsen die Streichhölzer aus dem Blau. Die Fahrt längs der beiden Schenkel eines spitzen Winkels brachte die Geschwader einander näher. Der Onkel hatte dem Feind den Vorteil der besseren Stellung abgewonnen. Wenn seine Torpedos im rechten Winkel von den Linienschiffen sausten, fuhr der Gegner in sie hinein.

Vom Deck des „Burggraf“ züngelten die ersten Flammen über das Wasser. Graue Rauchschwaden krochen hinterdrein, und Stahl wie Planken zitterten unter Donnerschlägen. Ein Signalgast brachte Watte für die Ohren.

Aufs Spiel setzen durfte der Admiral seine Großkampfschiffe auch jetzt noch nicht. Um sie für die Erfüllung der Hauptaufgabe zu sparen, rief er während des Feuerns die Flottillen heran.

Da kamen sie. Von rechts wuchs mit dreißig Seemeilen-Geschwindigkeit der weiße Gischt vor ihrem schwarzen Bug aus glattem Blau. In Gruppen von zweien und dreien rasten die Sturmvögel der Nordsee näher. Die spitzen Schnauzen mit den aufspritzenden weißen Gewehren von je zwei oder drei Schwarzkitteln waren auf eine der Luken zwischen den Linienschiffen gerichtet. Schon erkannte Ernst die Gestalten auf den rußgeschwärzten, qualmumwehten engen Brücken. Die beiden Offiziere auf jeder lagen aus den Hüften vor, als ob sie in höchster Anspannung von Hirn und Leib nicht nur zu sehen, sondern auch zu ahnen wünschten, denn ihre Aufgabe gebot ein Handeln so schnell, daß der durch Schauen gebotene Entschluß oft zu spät kam und nur Instinkt den rechten Augenblick zum Abdrehen wählen konnte.

Heran waren sie und sausten an „Burggraf“ vorbei, zwei Schiffchen vor dem Bug und drei hinter dem Heck. Das war der Augenblick, in dem die Gefahr eines Zusammenstoßes drohte. Doch auf den fünf engen Brücken der kleinen schwarzen Kähne mit großer weißer Ziffer am Bug hoben zehn kecke junge Köpfe und zehn Hände in braunen Leder sich zu gelassenem Gruß gegen den Geschwaderchef.

Mit Bedauern blickte Ernst ihnen nach, als sie zum Gegner flogen. Gewiß, er hatte den „Burggraf“ lieben gelernt. Aber einmal Torpedomann, immer Torpedomann! Sein Herz ritt drunten die Attacke der Totenkopflusaren der Nordsee mit. Er war von ihrer Kaste und sehnte sich in die Kaste zurück! Er wollte ihnen mit der Hand einen Gruß winken. Da trat der Registrator vor ihn: „Herr Kapitänleutnant, die Eingänge!“ Also gab's auch Federfuchser auf der Welt!

9.

„Niemand fragt mehr, ob ich mich eingelebt habe“, lachte Grete an einem Oktobertag nach den Manövern.



DICATUNG UND KUNST

Nachtlied.

Kommt Schattenbrüder,
Senkt euch in meinen Zwiſt,
Schlafgott, ſchließ meine Lider
Wie ſchön das iſt!

Was gehn die böſen
Bilder des Tages mich an?
— Da! Mit ſüßem Erlöſen
Nahſt du heran.

Schon mich zu kosen
Aus rieſelndem Sternenkranz,
Traum von güldenem Rosen,
Du, nimm mich ganz!

Füll in mein Herze
Deinen erquickenden Trank —
Daß ich erlöſt vom Schmerze
Stammle dir Dank! W. S., Int.

Novembertage am Niederrhein.

Kames, Int.
(Schluß.)

Ja, das müßt ihr ſehen. Am Tage des heiligen Martinus (11. November), wenn droben am Rhein in Remagen und Andernach und auf den ſieben Bergen die Burschen ihre hauſhohen Stöße auf den Kuppen anzünden und eiferſüchtig aufeinander ſind, welch' Dorf, welcher Teil des Städtleins die größte Feuerlohe hat, dann haben bei uns, unten in der Niederung die Kinder ihr eigenſtes Feſt.

Da ſteigt der gute Biſchof und einſtmalen wehrhafte Kriegsmann in jedem Sprengel auf ſein feſtlich geäumtes weißes Roß und reitet durch die Straßen und ſammelt die Kinder um ſich zum langen Zug. Jedwedes trägt eine bunte Laterne, die bald eine Fackel iſt, bald ein runder Lichtballen, bald chineſiſch, bald japaniſch ſich formt, bald einen feurigen Vogel oder gar den Biſchof in persona darſtellt. Manches hat vier, fünf Lichter an einem Querholz, ein Spaßvogel trägt ein winzig kleines an einer unendlich langen Bambusſtange, daß es ganz hoch im Dunkel verloren über das Meer der Flämmchen wie ein Irrlicht daherſucht; wieder ein anderer ſtolziert mit einem alten Regenschirm dahin, an deſſen Stangen kleine Lampions wie feurige Tropfen ſchillern. Auf der Lindenallee im Herzen der Stadt, da ſammelt ſich alles, da wogen die Lichter durcheinander wie tauſend und abertauſend Glühwürmchen, Militärkapellen ſpielen und hunderttauſend Kinderſtimmen ſingen ihre ſchönen alten Martinslieder.

Da tragen vier Burschen auf ihren Schultern das feurige Transparent der Lambertikirche oder gar den Kölner Dom, vielleicht auch feſtlich erleuchtet das alte Rathaus, den Jan Wellm vom Markt und den „Speumanes“, die gewaltige Baggermaſchine des Rheinhafens. Die Maler kommen an, wie die Scholaren des Mittelalters gekleidet, flackernde Pechfackeln in den Fäuſten ſchwingend.

Ach, nicht vorſtellen könnt ihr euch, wie ſchön das iſt! Und dann wieder fließen die Lichter ab in die Straßen der Stadt. Die Bäume des Hofgartens rauschen den Geſang, der unter ihnen jubiliert und an allen Häuſern klingt er fröhlich wieder. Wirklich, wirklich, ich muß mich einmal ſchneuzen, ſonſt drückt es mir das Herz ab, wenn ich daran denke!

Daheim bleibt dann die Stube dunkel, nur die Lampions werden mit ihren Stangen hinter die Möbel geſteckt

und geben ein geheimnisvoll dämmerndes Licht. Dann kommt der heilige Mann ſelbſt in hoher Biſchofsmütze und wallendem weißen Bart und hat einen großen Sack bei ſich und ſchüttet ihn auf dem Boden aus. Was da alles herauskommt! Nüſſe und Äpfel und Pfefferkuchen und Marzipan und vielerlei gute Sachen. Da packt man ſich dann zuſammen, was man greifen kann und mag vom Abendessen nachher nichts wiſſen; darf auch eine Stunde länger aufbleiben, und die Mutter, ja die Mutter bekommt immer wieder von neuem einen Kuß.

Wir haben's ja wohl gemerkt, als wir ſchon ein wenig größer waren, daß Sankt Martin eigentlich nicht er ſelbſt war, ſondern, verkleidet, der Milchmann oder der Onkel oder das Fräulein aus dem Nachbarhaus, und ſpäter, als wir noch größer waren, da haben wir gern ſelbſt ihn oft gemacht bei befreundeten Familien. Fein war das, wenn wir ſo mit recht tiefer, brummiger Stimme fragten, ob die Kinder auch artig waren, ſo daß das jüngſte zu heulen anfang auf dem Arm der Mutter und die Kleine, ach ja die Kleine mit dem Mozartopf — wartet nur, dann nachher werd' ich mehr von der erzählen — ſo neugierige, faſt beklommene Augen machte, weil ſie wohl wußte, daß — aber nicht wußte, wer —. Grade ſie bekam natürlich immer die Rute und die Strafpredigt, denn, wann iſt je ein Mädel von 15 Jahren artig geweſen?

Derweil ziehen draußen Gruppen von Kindern und ſingen vor den Häuſern, beim Krämer, beim Bäcker, ja ſogar beim Polizisten. Singen und erwarten, was zum „Gripschen“ zu bekommen;

Kriege mer nichts vom Mäthesmann
Schlage mer in de Kuchepann!
Hier wohnt ein reicher Mann,
Der uns vieles geben kann.
Vieles ſoll er geben!
Lange ſoll er leben!
Selig ſoll er ſterben,
Das Himmelreich erwerben!

Hei, wie da die Nüſſe auf dem Pflaſter kollern und die Äpfel direkt in die Hände rollen! Manchmal macht auch die Frau die Tür ſperrangelweit auf und läßt die Kinder hereinkommen und erfreut jedes mit einem Martinsküchlein.

Ist's aber ſo ein zugezogener Fremder, der den Brauch noch nicht kennt und nun verlegen hinter der Gardine ſteht und das Liedchen ſich anhört und nicht weiß, was er tun ſoll, da bricht der Geſang plötzlich ab und eine böſe Pauſe entſteht. Drauf fängt ſich einmal wieder an mit ganz hellen, hohen Stimmen:

Dat Hus, dat ſteht auf eine Pinn
Dä Giezhals ſitzt in de Mede drin
Giezhals! Giezhals! Giezhals!

Da kriecht er wohl recht beſchämt zurück in die Ecke ſeines Sophas und duckt den Kopf, daß ihn keiner ſieht. Doch lange gellts ihm noch in den Ohren und fürs nächſte Jahr, da ſorgt er ſich gewiß vor mit einem Sack voll Äpfel und einem Sack voll Nüſſe.

Kinder, herrjeh! Was wurden ſo am Martinstag für gute Sachen in das Bäuchlein geſtopft, aber gar zu unmäßig darf man nicht ſein, ſonſt kommt am 13. der Buhmann und ſteckt einen in den Hungerturm draußen im Düſſeltal an der Ecke vom Specken Mönneken (Specken Mönch). Da ſpart man ſich ſchon lieber ſeinen Vorrat bis Nikolaus, wo's Neues gibt.

Überhaupt, was für Geſpenſter bei uns daheim ſind! Da iſt die Pfalzgräfin im Schloßſturm, die mit dem Henker von Bergen umgeht; die arm' Seel' am Fenster vom Rochuskapellche; Grupello, der Gießermeiſter vom Jan-